Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 59 (1988)
Heft: 8

Artikel: "Ich bin auf einem Floss und suche nach Land ..."
Autor: Brun, Herbert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-810734

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Hier bin ich Mensch,
hier darf ich's sein.»

Johann Wolfgang von Goethe

«Ich bin auf einem Floss und suche nach Land . . .»

Diese Aussage eines Jugendlichen ist wohl zutreffend für die heutigen Menschen, die suchen und suchend sich im weiten und nur zu oft stürmischen «Weltenmeer» auf ihrem so schwachen Floss verirren. Die Menschen – und beileibe nicht nur die geschwächten oder irgendwie behinderten! – suchen aber seit jeher jene Sicherheit und Geborgenheit, jenes Urvertrauen, das sie wohl bei der Geburt – für immer? – verloren haben.

«Da wandern und reiten also ein paar Männer in der Dunkelheit durch die syrische Wüste, unter einem Stern. Es ist seltsam, dass auch in unserer Zeit, die in solchen Geschichten Legenden, Phantasien, Erfindungen erblickt, diese Reise, von der wir so wenig wissen, zu den von Künstlern immer und immer wieder beschworenen Urbildern des wandernden Menschen gehört. Dieses Vertrauen, nach den Zeichen eines Sterns auf der Erde einen Weg zu einem unbekannten Ziel zu suchen und es tatsächlich zu finden, scheint uns Heutige tief zu berühren, uns, denen nichts so entscheidend fehlt wie das Vertrauen in unseren Weg, in unsere Ziele oder gar in einen Gott, der uns Zeichen gäbe, wohin die Reise zu gehen habe. Wie sollte ein Naturereignis, noch dazu eines von ausserhalb unserer Erde, einen zutreffenden Hinweis enthalten können auf einen Vorgang in der Geschichte der Menschen? Wie sollten die verschiedenen Schichten oder Räume der Natur eine Botschaft für einander haben? Wie sollte der Sternhimmel zu mir, dem beobachtenden Menschen, reden können? Wie sollten Stern und Erde, Natur und Mensch vom selben Ereignis berührt sein können?

Das Erstaunliche ist das Vertrauen der fremden, unbekannten Männer, der Weg, den sie auf der Erde suchen, werde sie an den von den Zeichen am Himmel gemeinten Ort führen.» (J. Zink: Kostbare Erde.)

Da wandern und fahren, da fliegen und ziehen Menschen in die Ferne, in den Süden, nach Mallorca, nach Kalifornien, aufs Dach der Welt – da staunen sie von Türmen über die Landschaften und Städte oder durch Fernrohre in die Sternenwelt, und ihre innerste Erwartung ist gleich oder ähnlich jener der drei wandernden Weisen oder Könige: *Sie möchten ein Ziel, einen Sinn finden für ihr Erdendasein!* Sie möchten «Land finden», auf dem sie mit Sicherheit stehen können.

Die Suche nach dem verlorenen Vertrauen

Der Gedanke «No future» gab und gibt den Menschen keinen Halt. Und wenn Wissenschaftler heute überzeugt sind, dass «die Evolution nicht stehenbleibt und auch der Mensch – wie ein Drittel aller Arten von Lebewesen, die einst existierten – in einigen hunderttausend Jahren wieder von dieser Erde verschwindet», fordern sie durch ihre Hypothese die Menschen heraus, erst recht Sinn und Ziel ihres Daseins zu suchen.

Der junge Mann sucht auf seinem Floss nach Land. Mary sucht in einer Wohngemeinschaft – weit weg von ihren unsicheren, verunsicherten Eltern – nach Lebensinhalt.

Kinder suchen in einer Baumhütte Geborgenheit. Köbi liess einmal alle Heimmitarbeiter tagelang nach ihm suchen: er hatte ganz in der Nähe des Heimes, in einem leerstehenden kleinen Hühnerhaus jene Geborgenheit gefunden, die ihm die modernen Heimbauten und heilpädagogisch gebildeten Erzieher nicht hatten geben können. Während den Sommerferien haben unzählige Schweizer/innen nach neuen Erlebnissen, aber auch nach Befriedigung ihrer inneren Sehnsüchte gesucht . . . und in wenigen Fällen vielleicht in Athen oder Honolulu oder in einer Alphütte gefunden. Menschen suchen ihren Weg nicht nur in den Sternen, sondern auch in der meteorhaften Karriere. Psychiater und Psychotherapeuten sind ebenso beliebte «Lebensretter». Menschen, kleine und grosse, möchten/müssen das verlorene Vertrauen ins Leben, jene bei der Geburt verlorene Geborgenheit in einem Heim finden, wo «Profis» eigentlich den richtigen Weg zum sinnvollen Leben aufzeigen, vorleben und mit den suchenden Menschen gehen sollten.

Jakob nässt ein

Jakob kommt ins Heim. Nachdem er Zwillingsgeschwister bekommen hatte, begann er wieder einzunässen. Niemand legte ihm beim Einschlafen die warme Bettflasche auf das Bäuchlein, niemand nahm ihn nachts oder morgens vor dem Erwachen auf. Er war jetzt eben der Grosse. Jetzt ist Jakob im Heim. Täglich «spaziert» er mit seinen nassen Leintüchern in die Lingi, wo er sie ausspült und zum Trocknen aufhängt.

Täglich wird er also konfrontiert mit der eigenen «Unfähigkeit», nicht ins Bett zu machen. Der «Lehr-Erfolg» bleibt aus.

Nach einem Aufenthalt in einer Beobachtungsstation überwies ihn ein gescheiter Mann in ein Heim, in dem ein Heimvater wirkte, der sich im «Ausverwahrlosen-Lassen» auskannte. Er sprach mit Jakob bei seiner Ankunft, erklärte ihm das Leben im Heim und wies von Anfang an darauf hin, dass das Nässen des Bettes kein Problem sei, weil die Leintücher so oder so häufig gewechselt würden. Er zeigte ihm auch humorvoll, wie auf der Toilette der Spülkasten funktionierte und durch Ziehen der Glocke ein gewaltiges Rauschen entsteht. Das ist lustig, daran kann man Freude haben.

Ruedis «grosser Durst»

Ruedi war ein «Unverbesserlicher»: Er trank und trank und wanderte von Stelle zu Stelle. Er konnte gut arbeiten, aber das Arbeiten machte ihm Durst, viel Durst, und er trank entsprechend viel. Bereits zweimal war er interniert wegen seiner Trunksucht. Wegen guten Leistungen und anständigem Verhalten konnte man ihn jeweils vorzeitig entlassen. Nach den dreimonatigen Aufenthalten hatte er jedoch immer wieder «grossen Durst» und ein entsprechendes Nachholbedürfnis.

Die Vormundschaftsbehörde liess «Gnade vor Recht» walten und bewilligte einen Aufenthalt in einer christlich orientierten Wohngemeinschaft. Ruedi arbeitete und hielt sich gut. Er arbeitete in einem Team, und nach der Arbeit rrank er auch ein Glas Wein in dieser (meist) frohen Gemeinschaft. Weil jedoch die Diskussionen so interessant und er auch miteinbezogen war, «vergass» er immer mehr seinen grossen Durst. Mehr als der Alkohol erfüllte die neue Lebens- und Arbeitsgemeinschaft die Bedürfnisse von Ruedi.

«Nachbergen»

«Wir haben Menschen, denen das Urvertrauen, die innere Sicherheit mangelt, nachzubergen. Nachbergen heisst: Den Menschen anschauen mit sehendem Blick, seine Lage einschätzen: seine Gesundheit, sein Leid, seine Situation. Nachbergen heisst, sich kümmern um den Mitmenschen. Dabei ist dieses Sich-Kümmern kein penetrantes Grübeln und Bohren, sondern ein stilles Da-Sein, wie es Hermann Hesse der Frau Eva im ‚Demian' zugeschrieben hat. Da-Sein, Zeit haben, gemütlich sein können, den innersten Bedürfnissen des Menschen nach Wärme, Licht usw. Rechnung tragen.» (F. Schorer: Über Urvertrauen.)

Therapeutische Wohngemeinschaften, Heime für Betagte oder Kinder, Spitäler oder Gefängnisse müssen nicht unbedingt supermodern oder unbedingt blitzsauber sein, jedoch heimelig, wohltuend, so dass jeder Mensch, ob Mitarbeiter oder Schützling, gerne in der Stube zusammensitzt und hier sich selber sein darf.

Der grösste Reichtum
ist die Selbstgenügsamkeit.
Die grösste Frucht der
Selbstgenügsamkeit ist die
Unabhängigkeit.

EPIKUR

«Denn es ist umsonst, dass du dem Armen (dem Betagten, dem Behinderten, dem Asozialen, dem Trinker; W. B.) sagst: Es ist ein Gott, Du hast einen Vater im Himmel. Mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den andern Gott kennen. Aber, wenn du deinem Mitmenschen hilfst, dass er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott, der dein Herz so gebildet hat, dass du mit ihm da sein willst.» (Pestalozzi in «Lienhard und Gertrud.)

Der Jugendliche auf dem Floss, Mary im Lebensstrudel, die betagte Mutter, aber auch der verunsicherte Erzieher oder Lehrer brauchen immer wieder nicht gescheite Worte, sondern die einfachheit, in der sie sich wohl- und sicherfühlen, in erster Linie einfach da sein dürfen in ihrem ganzen unfertigen («Nichts ist vollkommen», sagte der Fuchs zum Kleinen Prinzen) Menschsein.

Sieben Grundsätze für den Umgang mit den Mitmenschen

Wem diese Wahrheit zu «simpel» ist, zuwenig wissenschaftlich erscheint, überlege sich die sieben Leitgedanken jenes weisen Mannes, der Jakob vom allmorgendlichen (belehrenden?) Leintuch-Gang zur Lingerie erlöste, indem er ihm das lustig sprudelnde Spülkasten-Wasser zeigte! In einem späteren Artikel werden wir noch etwas vertiefter auf diese sieben Grundsätze eingehen:

1. Den Mitmenschen, klein oder gross, gesund oder behindert, sozial oder asozial, in seiner Eigenart wahrnehmen und so akzeptieren wie er ist.
2. Der Mensch kann sich nicht von heute auf morgen «bessern», verändern. Wir müssen ihn sozusagen «ausleben» oder gar «ausverwahrlosen» lassen. Dazu braucht es jetzt den längeren Atem eines reiferen, ganz zu ihm stehenden Partners.
3. Wir müssen dem Menschen eine Strasse öffnen in die menschliche Gemeinschaft, denn es ist ein Grundbedürfnis, in einer Gemeinschaft anerkannt zu sein.
5. Wir suchen die bestmögliche Lebensperspektive für diesen Menschen. Wir müssen die Vergangenheit mit ihm aufarbeiten und aus der Gegenwart heraus das Mögliche für die Zukunft erspüren.
5. Wir müssen lernen, Musse für die Muse zu finden. Es geht um das Werken und kreative Gestalten, das Zeichnen und Malen, die Musik, um Tanzen, Gymnastik, um Sport, um das Theaterspielen usw. als Gegengewicht zur heutigen allgemeinen Unruhe, Langeweile, Freudlosigkeit und Sinnlosigkeit.
6. Urvertrauen setzt religiöse Bildung und Bindung voraus. Religion ist nicht mit der kirchlichen Organisation gleichzusetzen. Religion bedeutet Ehrfrucht vor der Schöpfung und Ergriffensein vom Wunder Leben. Religion manifestiert sich im Geöffnetsein für jedes Leben.
7. Im Leben zwischen Nähe und Distanz der Mitarbeiter und Schützlinge gilt es auch sich selber zu bedenken, damit man die Arbeit überhaupt durchsteht, gesund bleibt und für seine Mitmenschen stets Anregung und Vorbild sein kann. Hier braucht wohl jeder Mensch Hilfe im Gespräch mit einem echten Partner.

«Ich bin auf einem Floss und suche nach Land . . .» Wir alle sind auf einem Floss, meist allein, und suchen Land . . . die skizzierten Grundsätze von *Andreas Mehringer* könnten mithelfen, Land zu finden.

Herbert Brun